

Thesen zur Geschichte und Zukunft der Arbeit

Die Krisen und Umbrüche der Gegenwart erscheinen in anderem Licht, wenn man sie vor dem Hintergrund ihrer Geschichte sieht. Die Historisierung heutiger Probleme macht im Umgang mit ihnen klüger. Die Voraussage der Zukunft ist schwierig, aber ohne Kenntnis der Vergangenheit unmöglich. Die gegenwärtige Debatte über die Krise der Arbeit und das angebliche Ende der Arbeitsgesellschaft kann als Exempel dienen.

I. Säkulare Trends: Ambivalenz und Aufwertung der Arbeit

In der Antike herrschte eine skeptische Einschätzung der Arbeit vor, jedenfalls der körperlichen und der kommerziellen. Arbeit und Freiheit, Arbeit und Bürgerrecht standen in Spannung zueinander wie *oikos* und *polis*. In der *jüdisch-christlichen Tradition* galt Arbeit als Fluch und Segen, Strafe und göttlicher Auftrag zugleich. Selbst in den entschiedensten Plädoyers für die Anerkennung der Arbeit als göttlich gewollt, so in manchen Mönchsregeln des Mittelalters und den Schriften der Reformatoren, lief immer ein Subtext mit, gemäß dem mit der harten Arbeit auch ein Stück Buße für menschliche Sündhaftigkeit geleistet werden sollte – „im Schweiß deines Angesichts“¹.

In der europäischen Stadt des Mittelalters und der Frühen Neuzeit gewann Arbeit dann zentrale Bedeutung. Ehrbare Arbeit war nun Basis genossenschaftlicher Vergesellschaftung und mit Freiheit und Stadtbürgerrecht positiv verknüpft, diametral anders als in der antiken Polis. Arbeit wurde für die entstehende Stadtbürgerkultur prägend. Stadtbürgerliche Kultur wirkte aufwertend auf Arbeit zurück.

¹ Vgl. Werner Conze, Arbeit, in: Otto Brunner u. a. (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 154–215; die Beiträge von Wilfried Nippel, Otto Gerhard Oexle u. Richard van Dülmen, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000; Wolfhart Pannenberg, Christian Meiers u. Wolfgang Zorns Beiträge in: Venanz Schubert (Hrsg.), *Der Mensch und seine Arbeit*, Erzabtei St. Ottilien 1986; Josef Ehmer/Peter Gutschner, *Befreiung und Verkrümmung durch Arbeit*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000*, Wien 1998, S. 283–303.

Im 17. und 18. Jahrhundert schließlich – in den Schriften der Aufklärer und Nationalökonomien – kam es nachgerade zur emphatischen Aufwertung der Arbeit als Quelle von Eigentum, Reichtum und Zivilität bzw. als Kern menschlicher Selbstverwirklichung – dies oft mit antiaristokratischer Spitze, in bürgerlichem Geist und mit neuprotestantischer Selbstgewissheit, befördert vom sich durchsetzenden Kapitalismus und vom technologischen Fortschritt, auch von der inneren Staatsbildung der Territorialstaaten. Beispielsweise wertete Immanuel Kant die Muße als „leere Zeit“ ab und die Arbeit zum Lebenssinn auf: „Je mehr wir beschäftigt sind, je mehr fühlen wir, dass wir leben, und desto mehr sind wir uns unseres Lebens bewusst. In der Muße fühlen wir nicht allein, dass uns das Leben so vorbeistreicht, sondern wir fühlen auch sogar eine Leblosgkeit.“

Es gab Gegenreden, welche die Mühsal und Qual harter Arbeit betonten, die Muße priesen und die menschliche Neigung zum Müßiggang verteidigten. Wer selbst mit seinen Händen arbeitete, wird Arbeit oft anders erfahren haben, als Kant sie beschrieb. Arbeit, das wusste man, hatte etwas mit Verpflichtung und Notwendigkeit zu tun, erforderte Disziplin und Anstrengung über den Punkt hinaus, an dem sie aufhörte, nur angenehm zu sein. Dennoch, bis 1800 hatte sich in der westlichen Zivilisation der Arbeitsbegriff ein Stück weit aus seiner früher dominanten Verbindung zu Kampf, Not und Mühsal gelöst, aufs Schöpferisch-Kreative hinbewegt und als Kern menschlicher – jedenfalls bürgerlicher – Identitätsbildung empfohlen. In der Konsequenz galt Arbeit als Menschenrecht. Die Langzeitfolgen waren erheblich, sie reichen bis in die gegenwärtige Diskussion über Arbeitslosigkeit hinein.

II. Der Sieg der Erwerbsarbeit und die Geburt der Arbeitsgesellschaft

Bis 1800 hatte sich ein allgemeiner Begriff von Arbeit (*work, travail*) herausgebildet, der die verschiedensten körperlichen und geistigen Tätigkeiten umfasste, soweit sie einen Zweck außerhalb ihrer selbst hatten: den Zweck, etwas herzustellen,

zu leisten, zu erreichen, Aufgaben zu erfüllen, die man selbst setzte oder andere stellten. Spiel, Muße und Nichtstun waren die Gegenbegriffe². Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts verengte sich dieser breite Arbeitsbegriff. Arbeit wurde zu Erwerbsarbeit und als solche zur zentralen Säule der Gesellschaft, die deshalb bisweilen als Arbeitsgesellschaft bezeichnet wird und heute in der Krise zu sein scheint³.

1. Kommodifizierung: Mit der Aufhebung der feudal-ständischen Ordnung avancierte der Kapitalismus zum allgemeinen Prinzip des wirtschaftlichen Lebens, drang auch tief in die Welt der Arbeit ein und prägte sie um: in Richtung marktvermittelter Arbeit. Die Marktabhängigkeit der Arbeit war früher durch soziale Einbindungen begrenzt gewesen: durch das Haus, den korporativen Verband, feudale Abhängigkeit, Unfreiheit anderer Art. Diese Einbindungen zerfielen nun. Bisher eingebundene Arbeitskräfte wurden freigesetzt, traten auf sich rasch ausweitenden Märkten auf, teils als selbständige Anbieter von Arbeitsprodukten und -leistungen, teils als Lohnarbeiter. Erst jetzt wurde Arbeit en masse zum Gegenstand marktwirtschaftlicher Tauschvorgänge, zur Ware.

2. Die Entstehung des Arbeitsplatzes: Mit Industrialisierung und Verstärkung fand Arbeit immer mehr in Manufakturen und Werkstätten, Fabriken und Bergwerken, Büros und Verwaltungen statt. Insgesamt traten der Arbeitsplatz, an dem Erwerbsarbeit geleistet wurde, und die Sphäre des Hauses/der Familie auseinander. Erwerbsarbeit war früher eng mit sonstigen Arbeiten und Daseinsverrichtungen verknüpft, war eingebettet gewesen. Das änderte sich nun. Der Arbeitsplatz als Ort kontinuierlicher und klar abgrenzbarer Tätigkeit entstand im Grunde erst jetzt. Arbeit wurde zu einem relativ klar ausdifferenzierten Teilsystem, das nach eigenen Regeln funktionierte. Arbeit hatte nun ihre eigene Zeit, wurde messbarer als je zuvor und auch: umstreitbarer. *Damit wurde die Unterscheidung zwischen „Arbeit“ und „Nicht-Arbeit“ – bald: zwischen Arbeit und „Freizeit“ – zur weit verbreiteten Erfahrung. Aber mit „Arbeit“ war zunehmend Erwerbsarbeit gemeint, vornehmlich wahrgenom-*

men von Männern, aber nicht auf diese beschränkt. „Nicht-Arbeit“ schloss wichtige, jedoch meist ungenannte Elemente von Arbeit ein, die nicht Erwerbsarbeit waren, zum Beispiel Arbeit im Haus und für die Familie, vornehmlich von Frauen wahrgenommen, aber nicht auf diese begrenzt. Eben diese Dichotomisierung prägte auch das öffentliche Reden über Arbeit wie die Begriffe der offiziellen Statistik, in der sich Arbeit weitgehend zu „Erwerbsarbeit“ verengte.

3. Das „Normalarbeitsverhältnis“ war selten normal: Für die meisten hatte in vorindustrieller Zeit gegolten, dass sie ihren Lebensunterhalt nicht aus *einer* Quelle allein bestritten, sondern aus einer Verknüpfung von mehreren Erwerbsquellen, die im Laufe des Tages, des Jahres und des Lebens wechselten und zusammengefügt wurden. Mit der Industrialisierung nahm nun die Arbeitsteilung zu. Berufsaufbau auf Lebenszeit wurde häufiger. Die Chance wuchs, dass man sein Selbstverständnis und sein soziales Profil auf spezialisierte Erwerbsarbeit gründete. Beruf und Berufsstellung wurden zu verbreiteten Grundlagen der individuellen und sozialen Identität, vor allem für Männer.

Doch das Wirtschaftssystem war auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert durch rapide und anhaltende Umstrukturierung geprägt. Das „Normalarbeitsverhältnis“ war auch damals nur für eine Minderheit von Erwerbstätigen erreichbar. Nur selten reichte der Verdienst des Mannes, um die Familie allein zu ernähren, in der Regel verdienten unterhalb des Bürgertums die anderen Familienmitglieder mit. Die Verknüpfung von verschiedenen Erwerbstätigkeiten und der Wechsel zwischen ihnen im Laufe eines Lebens blieben für sehr viele Erwerbstätige normal, besonders für Frauen und die Masse der weniger Qualifizierten, nicht nur die vielen Wander-, Saison- und Gelegenheitsarbeiter. Zwar sorgte im 20. Jahrhundert der Ausbau des Sozialstaats für etwas mehr Stetigkeit, besonders zwischen 1950 und 1975. Doch drängt sich der Eindruck auf, dass das „Normalarbeitsverhältnis“, dessen Erosion gegenwärtig oft konstatiert wird, auch früher eher die Norm als die Normalität gewesen ist.

4. Arbeitsgesellschaft: Im Zeitalter der Industrialisierung gewann die Arbeit an sozialer, politischer und kultureller Bedeutung. Dazu einige Beispiele: Die größte Protest- und Emanzipationsbewegung der Zeit, die Arbeiterbewegung, fußte auf abhängiger Erwerbsarbeit als Basis. Sie konzentrierte sich auf die Vertretung der Interessen, die aus gemeinsamen Arbeitsbedingungen folgten, und rekrutierte die meisten ihrer Mitglieder in ihrer

2 Vgl. Keith Thomas (Hrsg.), *The Oxford Book of Work*, Oxford 1999, S. XIV.

3 Vgl. zum Folgenden Jürgen Kocka, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990; Wolfgang Nahrstedt, *Die Entstehung der Freizeit*, Göttingen 1972; Christian Topalov, *Naissance du chômeur*, Paris 1994; Bénédicte Zimmermann u. a. (Hrsg.), *Le travail et la nation. Histoire croisée de la France et de l'Allemagne*, Paris 1999.

Eigenschaft als abhängig Arbeitende. Sie bewies die vergesellschaftende Kraft der Arbeit, die als soziales Verhältnis Menschen verknüpfte und mobilisierte.

Auch für die Frauenbewegung des späten 19. und 20. Jahrhunderts war die Erringung neuer Arbeitsmöglichkeiten zentral, um darauf die Forderung nach Emanzipation, Gleichberechtigung und politischem Einfluss zu gründen. Umgekehrt wurden neue politische Einflussmöglichkeiten zur Erringung neuer Arbeitsmöglichkeiten für Frauen genutzt.

Der Zusammenhang zwischen Arbeit und Nationsbildung ist diffizil. Spätestens 1848/49 tauchte das Schlagwort von der „nationalen Arbeit“ auf. Weltausstellungen führten Arbeit und ihre Produkte vor, nach Nationen differenziert und mit nationalen Ansprüchen verbunden (seit 1851). Ein Prager Professor schrieb 1875: Die Arbeit prägt dem Menschen „den Stempel seines Wesens auf, sie bildet die Nation. Nationalität und nationale Arbeit sind gleiche Begriffe“⁴.

Erwerbsarbeit diente als Basis für die Errichtung des Sozialstaats seit den 1880er Jahren. Die Arbeiter – nicht die Armen – wurden zu Adressaten staatlicher Sozialversicherung. Über die Beiträge der Arbeiter und der Arbeitgeber, nicht aber über Steuern oder Ersparnisse wurde das System in Deutschland finanziert. Erwerbsarbeit und soziale Sicherung wurden aufs engste miteinander verknüpft. Mit den Folgen kämpfen wir heute.

Arbeit wurde als Erwerbsarbeit gesetzlich-administrativ normiert und verfestigt. Erst in den 1880er Jahren kam die moderne Unterscheidung zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit auf: in den europäischen Sprachen, in den Statistiken der Zeit und als Gegenstand der Sozialpolitik. Vorher war eher von Armut oder von Unterbeschäftigung die Rede gewesen.

Arbeit bedurfte nun kaum noch der Rechtfertigung durch anderes. Vielmehr wurde sie selbstbe gründend und sinnstiftend. Wer sein Leben erzählte, ging nun fast immer ausführlich auf die getane Arbeit ein. Arbeit definierte persönliche Identität. Arbeit wurde zum zentralen Begriff der entstehenden Sozialwissenschaften.

Der Bürger Werner Siemens endete seine Autobiographie mit der Bibel: „Und wenn es (das Leben) köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Auch in der Arbeiterschaft gab

es Arbeitsfreude und Arbeitsstolz, diente die Berufung auf geleistete Arbeit als Basis, um den Anspruch auf soziale Anerkennung und politische Mitwirkung zu stellen. Aber als Adolf Levenstein Anfang des 20. Jahrhunderts die ersten Umfragen unter Industriearbeitern veröffentlichte, war wenig von Arbeitslust, dagegen viel von Arbeitsleid zu lesen, verbunden mit der Hoffnung auf mehr freie Zeit und eine ökonomische Situation, die es wenigstens der eigenen Frau erlauben würde, zu Hause zu bleiben statt „zur Arbeit zu gehen“. Die Arbeiterbewegung kämpfte für die Verkürzung der Arbeitszeit. Das „Reich der Freiheit“, so Friedrich Engels, begann für die abhängig Arbeitenden in der Regel erst jenseits der notwendigen Erwerbsarbeit. Grundsätzlicher noch Friedrich Nietzsche: „Der müßige Mensch ist noch immer der bessere Mensch als der tätige.“ In neuer Form lebte die alte Ambivalenz der Arbeit zwischen Segen und Fluch, Lust und Leid weiter.

5. Der Sieg der Erwerbsarbeit und seine Gründe: Soviel zur Arbeitsgesellschaft, wie sie im 19. Jahrhundert entstand und sich im 20. etablierte. Man kann fragen, *warum* sie sich durchsetzte. Sie setzte sich durch im Kampf gegen herkömmliche Formen der gesellschaftlichen Organisation, die sie verdrängte, ersetzte und marginalisierte – wenn auch niemals zur Gänze. Sie setzte sich durch, weil konkurrierende Organisations- und Sinnbildungsprinzipien – etwa die Religionen – an Kraft verloren und ein zu füllendes Vakuum entstand. Sie setzte sich durch, weil sie – mit dem Prinzip der *Erwerbsarbeit* – einen überlegenen Allokations- und Distributionsmechanismus besaß. Erwerbsarbeit meint Arbeit, die zur Herstellung von Gütern oder Erbringung von Leistungen zum Zweck des Tausches auf dem Markt dient, mit der man ein Einkommen erzielt. Sie meint Arbeit, von der man lebt, durch die man verdient: sei es in abhängiger oder selbständiger Stellung oder in einer der vielen Zwischenstufen, sei es mit manueller oder nicht-manueller, mit mehr oder weniger qualifizierter Tätigkeit. Arbeit für Lohn und Gehalt ist nur eine, wengleich die wichtigste und verbreitetste Form von Erwerbsarbeit gewesen und geblieben.

Überlegen war Erwerbsarbeit in Bezug auf ökonomische Effektivität, denn sie funktionierte nach marktmäßigen Regeln. Im Vergleich zu anderen Formen der Arbeit war Erwerbsarbeit attraktiv, denn sie ermöglichte viel Freiheit. Überlegen war Erwerbsarbeit aber auch unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit. Arbeitsbedingte Vermögens-, Status- und Machtunterschiede wurden leichter als legitim akzeptiert als solche, die aus Geburt, Eroberung oder Zufall stammten. Schließlich: Wer

⁴ W. Conze (Anm. 1), S. 210; Wilhelm Heinrich von Riehl, *Die deutsche Arbeit*, Stuttgart 1861.

die eigene Arbeitskraft, das eigene Können, die eigene Leistungsfähigkeit erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt anbot, erfuhr dadurch ein Stück Anerkennung durch andere, die unfreie, gebundene oder obrigkeitlich geregelte Arbeit ebenso wenig bieten konnte wie unbezahlte Arbeit im Haus oder anderswo. Auch das mag zur Durchsetzung der marktbezogenen Erwerbsarbeit im 19. und 20. Jahrhundert beigetragen haben, wie es umgekehrt die persönlichkeitsbedrohenden Konsequenzen erklärt, die aus langer Erwerbsarbeitslosigkeit folgen – um 1930 wie heute. Die Erwerbsarbeit war und ist eine zentrale Voraussetzung sozialer Anerkennung und damit für Selbstwert, persönliche Identität und gesellschaftliche Teilhabe von allergrößter Bedeutung. Wer heute für Alternativen zur Erwerbsarbeit plädiert, muss sich mit den historischen Gründen auseinandersetzen, die sie so stark und dominant gemacht haben. Sie sind nicht obsolet.

III. Jenseits von Arbeitsgesellschaft und Erwerbsarbeit? Die heutige Krise aus historischer Sicht

Soviel zur Neuartigkeit des 19. und 20. Jahrhunderts in säkularer Perspektive. In den letzten Jahren hat man häufig behauptet, dass diese auf Erwerbsarbeit basierende Arbeitsgesellschaft an ihr Ende geraten sei und wir den Beginn einer neuen Epoche erleben⁵. Wie neuartig ist unsere Gegenwart – vor dem Hintergrund der letzten zwei Jahrhunderte gesehen? Was ist für die Zukunft zu erwarten?

1. Die Massenarbeitslosigkeit

In der Auseinandersetzung mit der Massenarbeitslosigkeit ist bisweilen vermutet worden, dass der Arbeitsgesellschaft die Arbeit nicht nur vorübergehend ausgehe. Das Argument tritt in zwei Varianten auf:

Auf der einen Seite wird argumentiert, dass der rasant beschleunigte technologische Wandel im Zuge der digitalen Revolution und eine sich abzeichnende Sättigung der sich als Nachfrage äußernden Bedürfnisse das Volumen verfügbarer Arbeit drastisch reduzieren. Das müsse sich besonders in den wirtschaftlich entwickelten Hochlohn-

ländern auswirken, weil der gegenwärtige Schub beschleunigter Globalisierung zu einer verschärften internationalen Konkurrenz auch auf dem Arbeitsmarkt führe, sei es durch die heute leicht mögliche Verschiebung von Jobs in Billiglohnländer, sei es durch zunehmende Migration. Überdies erscheinen heute Angehörige sozialer Gruppen arbeitsplatzsuchend auf dem Arbeitsmarkt, die früher fernblieben oder fern gehalten wurden, insbesondere Frauen⁶.

Auf der anderen Seite wird unterstellt oder diagnostiziert, dass zwar im Prinzip noch genug zu tun bleibe, aber die Erledigung dieser Arbeiten nicht mehr hinreichend über Marktmechanismen geschehen könne und damit der Arbeitsgesellschaft zwar nicht Arbeit in jeder Form, aber doch jener Typus von Arbeit ausgehe, auf dem sie basiere: die Erwerbsarbeit. Darauf fußt das Plädoyer für die Entwicklung und Verbreitung neuer Formen von Arbeit, etwa von „Bürgerarbeit“, die weder vom Markt noch vom Staat reguliert wird, sondern gewissermaßen dazwischen stattfindet, in einem „dritten Sektor“ und nach neuen Regeln⁷.

Die Stichhaltigkeit dieser Argumente ist hier nicht im Einzelnen zu prüfen. Aus historischer Sicht verdienen sie Skepsis. Denn die massive Vernichtung herkömmlicher Arbeitsplätze durch technologischen Wandel hat von Anfang an zur Industrialisierung gehört. Immer wieder kam es deshalb zu tiefen Ungleichgewichten auf dem Arbeitsmarkt, zu lang andauernder Unterbeschäftigung bzw. Arbeitslosigkeit. Doch immer wieder wurde die Vernichtung konkurrenzunfähiger Arbeitsplätze durch die Entstehung von noch mehr neuen Arbeitsplätzen kompensiert. Immer wieder gingen die Beschäftigungskrisen in neue Gleichgewichte über, so prekär diese auch blieben und so wenig sie je auf Dauer Bestand hatten. Man hat vom „Fließgleichgewicht“ gesprochen. Dies gelang, obwohl als Folge rapiden Bevölkerungswachstums, ausgedehnter Migration und sozialer Umschichtung die Zahl der nach Erwerbsarbeit suchenden Menschen sehr rasch wuchs. Konstitutiv für diesen Prozess ist die immer neue Manifestation vorher kaum antizipierter Bedürfnisse gewesen, die in Erscheinung traten, als sie erfüllbar wurden, und die sich als Nachfrage ausdrückten, welche nach Innovationen durch marktvermittelte Erwerbsarbeit erfüllt werden konnte.

6 Einflussreich und vereinfachend: Jeremy Rifkin, *The End of Work. The Decline of the Global Labor Force and the Dawn of the Post-Market Era*, New York 1995.

7 Vgl. Ulrich Beck (Hrsg.), *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*, Frankfurt/M. 2000, bes. S. 7–66, 416–447.

Wirtschaftshistoriker bezweifeln, dass dieser mehr als 200 Jahre lang funktionierende Regelungsmechanismus heute zu Ende gekommen ist und dass man daher auf Dauer mit massiver, gar wachsender Erwerbsarbeitslosigkeit rechnen muss. Aus dieser Sicht stellt der gegenwärtige Übergang von der industriellen zur postindustriellen Wirtschaft das Beschäftigungssystem nicht vor härtere Herausforderungen, als es der Übergang von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft vor ein bis zwei Jahrhunderten tat, wenngleich der heutige Wandel rascher, umbruchartiger verläuft als der damalige und international vernetzter ist als jener⁸. Für diese Argumentation spricht sehr viel. Sie wird auch dadurch gestützt, dass die Massenarbeitslosigkeit nicht überall so drückt wie in einigen Ländern Europas, dass selbst in Deutschland auf Teilarbeitsmärkten mittlerweile Arbeitskräfte fehlen und die Sorge vor zukünftigem Arbeitskräftemangel als Folge rückläufigen Bevölkerungswachstums zunehmend in den Vordergrund tritt. Wenn es in unserem Teil der Welt einen Epochenwechsel gibt, dann resultiert er nicht aus dem Ende ausreichender Erwerbsarbeit, sondern aus dem demographischen Trendwechsel, der ein Jahrhundert währendes inneres Bevölkerungswachstum durch innere Bevölkerungsschrumpfung ablöst.

Sieht man es so, dann wird die Suche nach den Ursachen der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit auf aktuelle soziale, politische und kulturelle Regelungen gelenkt, auf fehlleitende Anreize, starre Verriegelungen und institutionelle Fehlsteuerungen, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert noch fehlten, aber heute dafür verantwortlich sind, dass vorhandene und mögliche Bedürfnisse nicht hinreichend in zu leistende Erwerbsarbeit umgesetzt werden und somit nicht hinreichend zur Entstehung von Arbeitsplätzen führen.

Es bleiben zwar Zweifel: Wird das für den marktwirtschaftlichen Regelungsmechanismus absolut zentrale Wachstum nachfragewirksamer Bedürfnisse in seiner Wirkung auf Psyche, Umwelt und sozialen Zusammenhalt nicht mittelfristig doch zur schwer erträglichen Last? Soll man dieses Wachstum, diese Ausweitung, diese ständige Neuschöpfung von Bedürfnissen wirklich wollen? Welcher Bedürfnisse und welcher nicht? Und könnte es sich nicht doch herausstellen, dass zentrale Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft (wie Pflege,

Fürsorge, Beratung, soziale Einbeziehung, Zuwendung, Überwindung von Einsamkeit) zu ihrer Erfüllung Tätigkeiten brauchen, die nur schwer oder gar nicht in Form marktvermittelter Erwerbsarbeit ausgeführt werden können?

Doch scheinen wir von diesem Punkt, an dem das bisherige System der Erwerbsarbeit wirklich an sein Ende kommen würde oder müsste, noch weit entfernt. Mit säkularen Wandlungsprozessen hat die gegenwärtige Arbeitslosigkeit weniger zu tun als mit gesellschaftlichen und politischen Entscheidungen und ihren über die Zeit verfestigten institutionellen Ergebnissen. Mit der Macht der Geschichte kann sich die Politik nicht herausreden, wenn sie die nötigen und möglichen Reformen versäumt.

2. Die Neuartigkeit der Gegenwart

Auf absehbare Zeit zeichnet sich weder das Ende der Erwerbsarbeit ab, noch wäre es zu wünschen. Die Neuartigkeit der Gegenwart erweist sich nicht am Ende, sondern an tiefen Veränderungen der Erwerbsarbeit⁹.

Einerseits wurde Erwerbsarbeit seit langem im Dreieck Markt/Betrieb – Familie/Haushalt – Staat/Politik reguliert. Aber in diesem Dreieck haben sich in den letzten Jahrzehnten die revolutionärsten Veränderungen vollzogen. Das *Verhältnis von Arbeits- und Geschlechterordnung* ändert sich rasch. Eine scharfe Rollentrennung zwischen dem Mann und Vater als demjenigen, der die Familie durch Erwerbsarbeit ernährt, und der Frau und Mutter als zuständig für den Binnenraum von Haushalt und Familie war zwar niemals völlig die Regel. Aber seit den 1970er Jahren erodiert, was davon existierte. Vieles, was im 19. und frühen 20. Jahrhundert vornehmlich von Frauen im Haus erledigt wurde, ist zum Gegenstand von Erwerbsarbeit oder zur Aufgabe sozialstaatlicher Träger geworden. Der Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl hat die familiären und häuslichen Aufgaben stark reduziert. Die schnell steigende Frauenerwerbsarbeit ist teils Antrieb, teils Folge dieser Entwicklung. Dem tragen tief greifende Änderungen im Sozial-, Arbeits-, Steuer- und Eherecht Rechnung. Die Einstellungen wandeln sich. Es handelt sich um eine Revolution, die noch nicht abgeschlossen ist. Aber sie führt zur weiteren Verbreitung und Universalisierung von Erwerbsarbeit, nicht zu ihrem Ende.

⁸ Vgl. Hansjörg Siegenthaler, Arbeitsmarkt zwischen Gleichgewicht und Ungleichgewicht im Zeitalter modernen Wirtschaftswachstums, in: J. Kocka/C. Offe (Anm. 1), S. 88–109.

⁹ Vgl. die Beiträge von Karin Hausen, Hans Bertram, Martin Kohli, Günther Schmid, Alain Supiot und Karl Ulrich Mayer, in: ebd., S. 265–409.

Andererseits geht es um die *tendenzielle Fragmentierung der Arbeit in Raum und Zeit*. Es geht um erst ansatzweise erkennbare Veränderungen, deren Ausmaß oft übertrieben wird, aber doch um bemerkbaren Wandel: Während 1970 die Relation zwischen vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern einerseits und der Summe der Teil- und Kurzzeitbeschäftigten, der befristet und geringfügig Beschäftigten etwa 5 : 1 betrug, verschob sie sich bis 1996 auf 2 : 1¹⁰. Die Elastizität der Erwerbsarbeit und die Fluidität der Arbeitsverhältnisse nehmen zu, die örtliche und zeitliche Fragmentierung der Arbeitsplätze schreitet voran. Die Organisation der Unternehmen nimmt Netzwerkcharakter an, die Beschäftigten müssen einen größeren Teil des Risikos selbst übernehmen, die Bindung an den einzelnen Betrieb scheint sich zu lockern. Die Flexibilitätszumutungen an die Einzelnen steigen. Neue Formen partieller und oftmals prekärer Selbständigkeit entstehen, statistisch sinkt der Selbständigenanteil derzeit nicht mehr. Der Arbeitsplatz verliert seine ehemals klare Abgrenzung, löst sich bisweilen auf. Die neuen Kommunikationsmittel erlauben neue Formen der Heimarbeit. Ein neues Zeitregime entsteht in den Grauzonen zwischen Arbeits- und Freizeit, mit Teilzeit und Gleitzeit, mit neuen Freiheitschancen und Abhängigkeiten. Manche dieser Veränderungen seit den 1970er Jahren kehren Trends der letzten zwei Jahrhunderte um! Was all dies bedeutet, ist noch nicht völlig klar.

Auf der *einen Seite* befürchten einige¹¹, dass aus der Flexibilisierung und Fragmentierung der Arbeitsverhältnisse eine bedrohliche Erosion der individuellen Identitäten und des sozialen Zusammenhalts folgt, auch politische Verunsicherung und Xenophobie. In der Tat scheint die Bindungskraft, die sozial strukturierende, kulturell verbindende und vergesellschaftende Kraft der Arbeit in den letzten Jahrzehnten stark abgenommen zu haben. Der viel diskutierte Niedergang der Arbeiterbewegungen legt davon Zeugnis ab.

Auf der *anderen Seite* enthalten die gegenwärtigen und zu erwartenden Wandlungen auch neue Chan-

cen, beispielsweise zur Verknüpfung von Erwerbsarbeit mit anderen Tätigkeiten, zur Verbindung von Arbeit und Freizeit, zur Vereinbarung von Beruf und Familie, auch neue Möglichkeiten, das Verhältnis der Geschlechter zueinander weniger ungleich und produktiver zu gestalten. Wird erstmals eine „androgyn Gesellschaft“ (Hans Bertram) möglich? Jedenfalls werden die Berufsbiographien von Männern und Frauen einander ähnlicher. Die Zeit, die im Durchschnitt eines Lebens für Erwerbsarbeit aufgewendet wird, hat sich seit dem 19. Jahrhundert halbiert (bei riesigen Unterschieden von Fall zu Fall, von Schicht zu Schicht). Erwerbsarbeit ist heute verbreiteter als früher und ähnlich unverzichtbar wie früher. Aber ihr relatives Gewicht im Leben der einzelnen Menschen nimmt ab: drohender Bindungs- und Sinnverlust oder neue Freiheits- und Gestaltungschance? Man bedenke: Arbeit, speziell abhängige Erwerbsarbeit, war nie nur Selbstverwirklichung und Lust, sondern immer auch Abhängigkeit und Last. Für die meisten Arbeiten gilt das auch heute.

IV. Fazit

Die massenhafte Arbeitslosigkeit muss nicht dauern. Vom „Ende der Arbeit“ oder auch nur vom „Ende der Erwerbsarbeit“ zu sprechen führt in die Irre. Doch die Erwerbsarbeit wird elastischer, poröser, fluider. Sie verliert ihre monopolartige Dominanz. Das Verhältnis von Arbeits- und Geschlechterordnung, von Arbeitsplatz und Familie/Haushalt, von Arbeit und sonstigem Leben ordnet sich neu. Der Begriff der Arbeit hatte sich im 19. und 20. Jahrhundert auf Erwerbsarbeit eingengt. Nun erweitert er sich wieder, ein semantischer Prozess auf praktischer Grundlage. Eigenarbeit, Hausarbeit, ehrenamtliche Arbeit gewinnen an Boden, ohne die Erwerbsarbeit zu verdrängen. Die für die herkömmliche Arbeitsgesellschaft kennzeichnende Engführung von Erwerbsarbeit einerseits, Einkommen, Ansehen, Sicherheit und Lebenssinn andererseits hat sich zu lockern begonnen. Entsteht dadurch Raum für eine Arbeitsgesellschaft neuer Art, auf der Basis eines verbreiteten Verständnisses von Arbeit? Oder wird die gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit insgesamt abnehmen? Wenn ja, was träte an ihre Stelle? Zukünftige Chancen und Gefahren sind erkennbar, ihr wahrscheinliches Mischungsverhältnis dagegen noch nicht. Viel hängt davon ab, was wir tun.

10 In Westdeutschland. Vgl. Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen (Hrsg.), *Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung, Ursachen, Maßnahmen. Leitsätze, Zusammenfassung und Schlussfolgerungen*, München 1998, S. 46.

11 Vgl. Richard Sennett, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998; John Gray, *Die falsche Verheißung. Der globale Kapitalismus und seine Folgen*, Berlin 1999.